



Banana  
Yoshimoto  
*Der See*

*Roman · Diogenes*

glatzköpfiger Typ aus der Provinz, an dem man beim besten Willen nichts Aufregendes finden kann. Absolut uncool. Ein echter Frauenheld würde sich angesichts dieser tolpatschigen und unfreiwillig komischen Erscheinung kringeln.

Papa war der Sohn eines begüterten Grundbesitzers, und die Familie ging selbstverständlich davon aus, dass er die Geschäfte seines Vaters fortführte. Obwohl er sich davon beengt fühlte, hatte er offenbar nie versucht, aus diesem Leben voller Zwänge [11] und Pflichten auszubrechen. Als er die Handelsfirma übernahm, gab er sich Mühe, wenigstens der Form nach alles so zu machen, wie man es von ihm erwartete. Das spürte jeder, der ihn sah.

Ich glaube, Mama war in seinem Leben die

einzigste Blume, die den Duft von Freiheit verströmte.

Papa achtete stets darauf, alles Störende von seiner gemeinsamen Welt mit Mama fernzuhalten. Wenn er von der Arbeit zurückkehrte, erwachten seine Lebensgeister: Er reparierte das Hausdach oder kümmerte sich um den Garten, ging mit Mama essen, half mir bei den Hausaufgaben, brachte mein Fahrrad wieder auf Vordermann – als wäre dieses private Dasein seine wahre Bestimmung, sein wahres Glück.

Aber die beiden hatten nicht das Bedürfnis, der Provinzstadt den Rücken zu kehren und anderswo ein unbeschwertes, neues Leben aufzubauen, das ihnen alle Freiheiten ließ. Nein, sie blieben da, und gerade in diesem hartnäckigen Ausharren

bestand der eigentliche Sinn ihrer Beziehung.

Jetzt fürchtet sich Papa wohl am meisten davor, dass ich nichts mehr mit ihm zu tun haben will und die Beziehung abbricht, ein für allemal.

Na ja, wahrscheinlich fürchtet er sich nicht wirklich, sondern denkt nur mit einem gewissen Unbehagen an diese Möglichkeit. Dass er vielleicht eines <sup>[12]</sup> Tages von mir hören muss: »Unsere Familiennamen waren ja schon immer verschieden, und von heute an sehe ich es auch so. Das heißt, wir sind zwei Fremde, die nichts miteinander zu tun haben.«

Hin und wieder lässt Papa ohne besonderen Anlass Geld auf mein Bankkonto überweisen, oder er schickt mir Lebensmittel. Dann rufe ich ihn jeweils an und bedanke

mich. Und merke an seiner Art zu reden, wie sehr ihn die Angelegenheit beschäftigt.

»Du bist doch schließlich meine leibliche Tochter, oder etwa nicht?«, sagt er wie beschwörend.

Ich nehme das Geld ja gerne an, allerdings habe ich Papa gegenüber noch nie deutlich gesagt, dass unsere Beziehung auch in Zukunft so sein wird wie bisher; ich sehe keinen Anlass, das zum Thema zu machen. Papa wird immer mein Papa bleiben, auch wenn er sich – anders als ich – wegen seiner Anflüge von schlechtem Gewissen viele Gedanken über unsere Beziehung macht.

Im Notfall würde ich Papa sogar noch um mehr Unterstützung bitten. Wenn er mir allerdings mit einer größeren Anschaffung helfen würde, bestünde die Gefahr, dass

irgendwelche selbsternannten Freunde davon Wind bekommen und plötzlich bei mir aufkreuzen, um zu sehen, was es Neues gibt. Nein danke, lieber nicht.

Alles, was mich mit jener Stadt verband, war mir [13] lästig. Ich wollte so wenig wie möglich damit zu tun haben.

Papa und Mama dagegen waren wie mit Fußketten an die Stadt gefesselt.

Aus diesem Grund war mir vor allem eines wichtig: jederzeit abhauen zu können. Es wäre fatal gewesen, wenn ich mich in einen netten Jungen verliebt hätte, der womöglich auf die Idee gekommen wäre, ein prunkvolles Hochzeitsfest auszurichten, und wenn ich dann auch noch schwanger geworden wäre. So dachte ich damals, und während meine Schulkameradinnen sich munter